Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 81 (1972)
Heft: 4

Artikel: Dank und Grüsse aus Pomabamba
Autor: Aeschlimann, René
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974429

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Auswahl der Spender und der Empfänger, die Information der Öffentlichkeit, die Aufgaben der chirurgischen Equipe. Die Kommission legte letztes Jahr ihren Schlussbericht vor. Darin empfiehlt sie unter anderem das Anlegen einer zentralen Kartei mit den Namen eventueller Spender. Das Niederländische Rote Kreuz hat darauf die Vorarbeiten zur Schaffung einer solchen Kartei an die Hand genommen.

Rumänien: Kontakte zwischen Blutspendern- und -empfängern
In Rumänien ist die Blutspende nicht anonym, Name und Adresse des Spenders sind auf dem Fläschchen vermerkt. Diese Praxis hat das Rumänische Rote Kreuz auf die Idee gebracht, besondere Postkarten herauszugeben, mit denen der Patient den Spendern danken kann, die ihm mit ihrem Blut das Leben gerettet haben. Krankenschwestern, die dem Roten Kreuz angehören, übernehmen es, dem Patienten die Karten während seiner Genesungszeit im Spital zu übergeben. Eine solche Dankeskarte zu erhalten, ist für den Spender die schönste Belohnung.

Libanon: Jugendliche Blindenhelfer
Eine Jugendrotkreuzgruppe widmet sich besonders den Jugendlichen im Blindeninstitut des Libanon. Mit ihrer Hilfe können die blinden Schüler an Freizeitveranstaltungen, Blutspenden, Kursen und Vorträgen teilnehmen.

Island: Erfolgreiche Sammlung für die Flüchtlinge
Eine neunzehnjährige Isländerin erhielt die Nansen-Medaille 1971, die für besondere Verdienste zugunsten von Flüchtlingen verliehen wird. Die Auszeichnung bedeutet eine Ehrung aller Freiwilligen, die sich für humanitäre Aktionen zur Verfügung stellen. Die fünf nordischen Staaten hatten im April letzten Jahres zu einer Sammlung «Flüchtlinge 71» aufgerufen. Sie ergab Einnahmen von 6 Mio Dollar. Diese Summe wurde hauptsächlich von jugendlichen Freiwilligen durch Haussammlung eingebracht.

Australien: Freiwillige in Stadt und Land
Freiwillige stehen auf Pikett für die Vorführung von Tageslichtfilmen in psychiatrischen Kliniken. – Während eines Streikes im Darwin-Spital übernahmen Freiwillige des Roten Kreuzes die Hausarbeit. – Das australische Jugendrotkreuz brachte die Mittel für zwei Fahrzeuge auf, die Rotkreuz-Instruktoren den Besuch von Papua-Siedlungen erlauben. – Zwei Regionalverbände führen Transporte Hornhautbank–Spital aus.

Nigeria: Das Sprachproblem
Das Rote Kreuz in der Provinz Kano hat den Leitfaden für Erste Hilfe in die Haussasprache übersetzt.

Dank und Grüsse aus Pomabamba

René Aeschlimann

Am 30. Mai 1970 wurde Peru von einem gewaltigen Erdbeben heimgesucht. Rund 60 000 Menschen verloren dabei ihr Leben. Auch schweizerische Hilfsorganisationen (Schweizerisches Rotes Kreuz, Caritas, Peru-Hilfe, HEKS, Fastenopfer) beteiligten sich an den weltweit anlaufenden Hilfsaktionen. Drei Millionen Franken spendete unser Volk. Das schweizerische Büro für technische Zusammenarbeit in Lima riet, das Geld zum Neubau von Schulhäusern, Spitälern und medizinischen Hilfsstationen in Pomabamba, Piscobamba und Sihuas hinter der Andenhauptkette zu verwenden. In Pomabamba sollte ferner ein kleines Elektrizitätswerk wiederhergestellt werden.
Nach einjährigen, zähen Verhandlungen des Büros in Lima mit den zuständigen peruanischen Ministerien, die das Geld am liebsten bar ausbezahlt bekommen hätten, erklärte sich Peru damit einverstanden, dass die Schweiz ihr Geld selbst verbauen dürfe. So konnte Ende Oktober 1971 ein schweizerischer Architekt mit den inzwischen erstellten Plänen und den nötigen Vollmachten und Krediten nach Pomabamba fahren und die Arbeit aufnehmen.
Meine Frau und ich hatten das Glück, auf einer privaten Reise gerade zum richtigen Zeitpunkt bei einem Freund auf dem Büro in Lima einzutreffen. Er vermittelte uns als «Mädchen für alles» an Herrn Steiner, den Architekten. Der fand, er könne uns gut brauchen, wenn wir mit Kost und Logis nach Landessitte zufrieden seien. So kamen wir zu einem Aufenthalt in einem Gebiet, das wir als Touristen kaum erreicht hätten.
Die zweitägige Fahrt im Landrover führte über mehrere 4000-Meter-Pässe, durch gewaltige Schluchten, um den höchsten Gipfel Perus herum und an riesigen, kitzligen Schutthängen entlang. Herr Steiner hatte die Fahrt vorher schon zweimal gemacht. Er wusste also an allen Abzweigungen des als Hauptstrasse bezeichneten Feldweges, welche Richtung ungefähr einzuschlagen sei. Wegweiser fehlen dort ganz, auch in Ortschaften. Er erklärte uns den Trick: Man schaut, welcher der beiden auseinanderführenden Wege stärker ausgefahren ist, das ist die Hauptstrasse.
So erreichten wir, fast ununterbrochen fahrend und nur ganz selten einem andern Auto begegnend, am Abend des zweiten Tages Pomabamba. Das Haus, das der Architekt gemietet hatte, und das seit zwei Wochen leer stehen sollte, war von seinen bisherigen Bewohnern noch belegt. Während wir warteten, dass wenigstens der obere Stock geräumt werde, entstand ein kleiner Volksauflauf. Alle wollten die erwarteten Schweizer sehen. Nach dem, was wir aus Gesprächsfetzen und Gestikulationen der Buben erraten konnten, schienen sie zu erwarten, dass die Häuser des Dorfes schon diesen Abend im elektrischen Licht erstrahlen würden. Wir machten uns aber vorerst daran, die mitgebrachten Besen zu schwingen, um im Scheine der Taschenlampen zwei Zimmer zu säubern. Dichte Staubwolken wirbelten auf, und obschon viel Kehricht durch die Astlöcher und Fugen des Fussbodens ins Parterre hinunter verschwand, blieben noch ansehnliche Haufen zum Aufnehmen übrig. Wir pumpten unsere Luftmatratzen auf und puderten unsere Schlafsäcke mit Flohpulver. Dann tasteten wir uns durch die dunklen Strassen zur Stadtwirtschaft: Ein winziger Raum, drei Tische auf dem nackten Erdboden, die Wirtin mit dem üblichen Kind auf dem Rücken, in der Küche ein Hund und ein grosses schwarzes Schwein, an einem Haken ein Stück Fleisch, von dem je nach Wunsch ein Bistecca oder Lomo heruntergeschnitten wurde. Die Mahlzeit aus Fleisch, Kartoffeln, Tomaten-Zwiebelgemüse mundete uns ausgezeichnet, sie kostete zusammen mit dem Coca-Cola 1 Fr. 80 pro Person.
Am nächsten Morgen begann die richtige Arbeit. Für uns zwei Gelegenheitsarbeiter bestand sie darin, das obere Stockwerk des recht ansehnlichen Baus aus luftgetrockneten Lehmziegeln bewohnbar zu machen. Das Haus hatte das Erdbeben überstanden, doch liessen sich sämtliche Türen und Fen-

sterladen kaum mehr bewegen, sie klemmten. Also mussten sie alle abgeschraubt, abgehobelt und zugleich neu gestrichen werden. Dazwischen besorgten wir die Lebensmitteleinkäufe und das Kochen in der provisorischen Küche.

Unsere Einkaufsbummel waren jeweils ein Erlebnis für sich. Meine Frau bildete bis zum Schluss die Sensation mit ihren blauen Augen und hellblonden Haaren. Oft stand sie mitten in einem Rudel Kinder und zeigte ihnen einige neue Formen im Schnurspiel, das damals gerade in Mode war. Wir wurden ständig vom Ruf «Gringa» verfolgt, der jedoch immer mit einem Kompliment über Haare, Augen oder Haut versehen war. Die Marktweiblein kannten uns bald, denn wir mussten meist bei mehreren einkaufen, da eines halt nur drei Rüben zu verkaufen hat, und man den Rest zu einem Gericht nebenan erstehen muss. Schon bald wussten sie, dass wir immer nach Eiern Ausschau hielten, einer Seltenheit in diesem Selbstversorgergebiet. Als wir einmal gar kein Glück hatten, führte uns ein Knabe von Krämerladen zu Krämerladen und erzählte überall eifrig unser Anliegen. Unser Gefolge wuchs dabei zu einem ansehnlichen Umzug. Schliesslich hatte ein freundlicher Mann Erbarmen und gab uns vier Eier, für die er um alles in der Welt keine Bezahlung annehmen wollte. Er gab uns freundliche Grüsse an die Schweiz mit und lehnte alle unsere Zahlungsversuche lächelnd ab.

An einem Sonntag erlebten wir einen Dankbarkeitsbeweis der Einwohner, der uns fast beschämte. Wir hatten Fleisch zu kaufen gesucht, aber keines gefunden; eine Frau wollte uns helfen und suchte nach einer Dolmetscherin, worauf eine gebürtige Pomabambanerin auftauchte, die zwanzig Jahre in den USA gelebt hatte. Diese nahm sich unser sofort an und ruhte nicht, bis wir bei ihr zu Hause sassen und ein schnell hergerichtetes Mahl verzehrten. Als sie uns entliess, hatten wir von ihr selbstgezogene Kartoffeln, Gemüse und eine halbe Schweinskeule erhalten. Sie berichtete uns, dass sie Pomabamba völlig unverändert vorgefunden habe, als sie nach zwanzig Jahren wieder zurückgekehrt sei. Es gebe sozusagen keinen Fortschritt. Deshalb sei man so ungeheuer dankbar, dass die Schweiz nicht bloss Worte und Geld schicke, das meist fast spurlos in irgendwelchen Taschen verschwinde, sondern Leute, die wirklich etwas unternehmen. Sie fand, die Schweizer müssten ein wunderbares Volk sein, weil es sich um dieses abgelegene Tal kümmere. Wir beschlossen damals im stillen, diesen begeisterten Dank an die richtigen Stellen weiterzuleiten, nämlich an die schweizerischen Hilfsorganisationen und ihre Spender, an das Büro für technische Zusammenarbeit in Lima und an Herrn Architekt Steiner, der auf solchen Bummeln meist nicht dabei war, weil er natürlich viel Wichtigeres zu tun hatte und sich darum bemühen musste, die Arbeiten in Gang zu bringen. Er war den ganzen Tag unterwegs und erzählte uns jeweils bei den Mahlzeiten von den Schwierigkeiten, die er fast täglich zu überwinden hatte und die für uns ganz ungewohnt waren.

Dann kam der Tag in Piscobamba. Nachdem wir vom Landrover etwa eine Stunde lang geschüttelt worden waren auf der kilometerlangen Fahrt in Seitengräben hinein und wieder hinaus, und dabei einen halben Kilometer Luftdistanz gewonnen hatten, holperten wir auf die riesige Plaza des Armas in Piscobamba, einer kleineren Ortschaft. Innert einer Viertelstunde war alles, was Rang und Namen hat, versammelt. Die Notabeln begrüssten Herrn Steiner, den sie schon kannten, überaus herzlich und richteten auch an uns freundliche Worte.

Auf dem Bauplatz für die zukünftige medizinische Hilfsstation bekamen wir die Begeisterung der Leute richtig zu spüren und zu sehen. Jeder wollte beim Ausmessen irgendwie mithelfen. Der Arzt schickte seine Patientin nach Hause und hielt das Messband, die Lehrer entliessen die Schüler und schlugen Nägel ein. Der Krämer schloss den Laden und rannte mit dem Vorschlaghammer herum. Der Bürgermeister spannte die Schnur, der junge Mittelschullehrer schlug im Wald dünne Eukalyptusbäumchen und stellte Pfosten her, und wer gerade nichts zu tun hatte, beugte sich über den Plan und versuchte, sich das «Spital» vorzustellen.

Herr Steiner hatte ihn, mit Absicht, offen aufgelegt. Er weiss, dass die Leute schnell zu begeistern sind, dass man aber diese Begeisterung ausnützen muss, da sie ziemlich rasch nachlässt. Er teilt die Arbeit also so ein, dass hie und da ein arbeitsintensiver, gut sichtbarer Teil im Gemeinwerk getan werden kann und die langweiligere Kleinarbeit zwischenhinein von bezahlten Arbeitern verrichtet wird. So waren die ausgemessenen Fundamentgräben des «Spitals» in Piscobamba bereits am nächsten Abend fertig ausgehoben. Die Oberschüler hatten diese Arbeit übernommen und gleich zu Ende geführt. An unserem «Ausmesstag» konnten wir die Unterschüler am Werk sehen. Sie ebneten die Trümmer ihres zerstörten Schulhauses ein und planierten Böden für provisorische Schulzimmer in Notbaracken. Eifrig werkten sie und schielten immer wieder zu uns, ob wir auch wirklich unsere Kameras auf sie gerichtet hätten. Gegenwärtig findet der Unterricht im ganzen Dorf verteilt in irgendwelchen leerstehenden Räumen statt, in Schuppen, alten Kaufläden, Estrichen, die oft einzig durch die offene Tür Licht erhalten. Ein Schulbesuch in der Mädchenschule endete damit, dass die Schülerinnen «Hänschen klein» singen lernten und von uns das Vorsingen der Nationalhymne verlangten. Unser tapferes Bemühen wurde mit grossem Beifall belohnt.

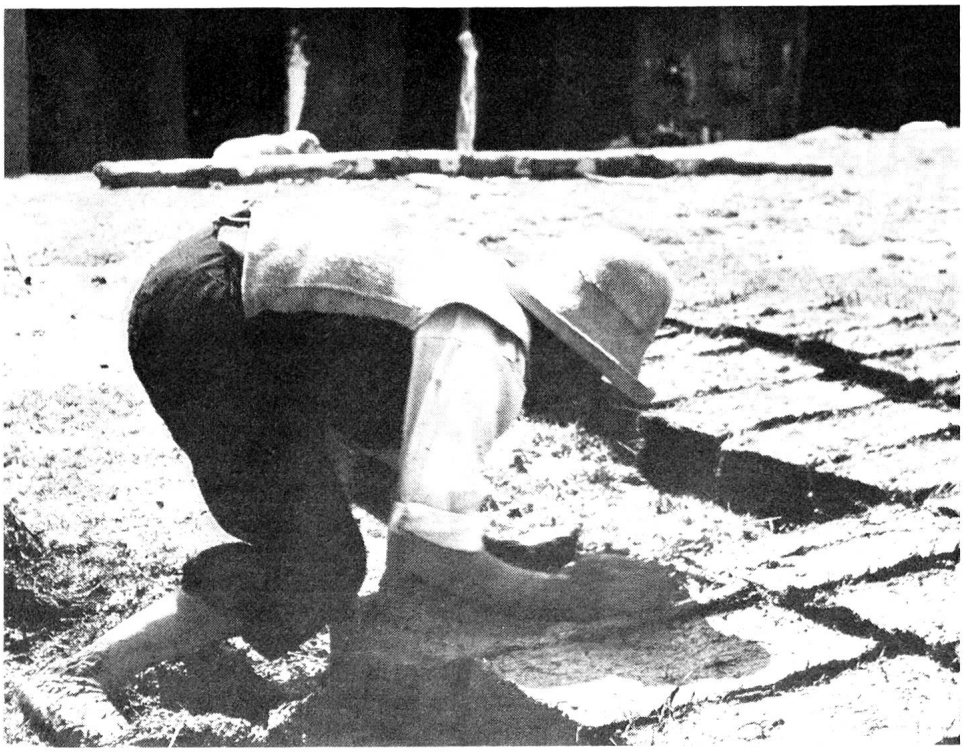
Am Abend wurde uns zu Ehren ein Festchen veranstaltet, man trank sich zu, abwechslungsweise setzten sich die Leute zu uns, packten ihr Schulenglisch aus und erzählten von der lieben Schweiz, fragten uns über sie, lehrten uns peruanische Tänze, tranken uns immer wieder zu. Gegen Mitternacht erhielt Herr Steiner von einem Bauern zehn Esel versprochen, die Kiestransporte für die Baustelle ausführen würden. Später erklärte der Architekt uns

Für die Herstellung des Baumaterials wird feingesiebte Erde mit Wasser angerührt, mit kurzgehacktem Steppengras vermischt und in Formen gepresst. Diese Ziegel werden an der Luft getrocknet.

schmunzelnd, dass der Mann, wenn es ernst gelten werde, höchstens noch drei Esel zur Verfügung stellen wolle, aber das genüge vollkommen. Herr Steiner kennt seine Leute, und bei ihm ist das Werk sicher in guten Händen.

Ganz am Schluss unseres Aufenthaltes erlebten wir noch den «Tag der Gemeinschaft». Der neue Bürgermeister von Pomabamba beschloss, um sich gut einzuführen, die Hauptstrasse des Städtchens neu überziehen zu lassen. Nötig war es, Herr Steiner schaltete bei der Einfahrt in die Ortschaft immer den Vierradantrieb seines Landrovers ein, um all die Längs- und Quergräben überwinden zu können, die das Wasser im Laufe der Zeit in die Naturstrasse gefressen hatte. Wenn es regnete, schien sich alles Wasser des oberen Stadtviertels in die Hauptstrasse zu ergiessen, in deren Mitte es dann in einem ansehnlichen Bach dahinfloss.

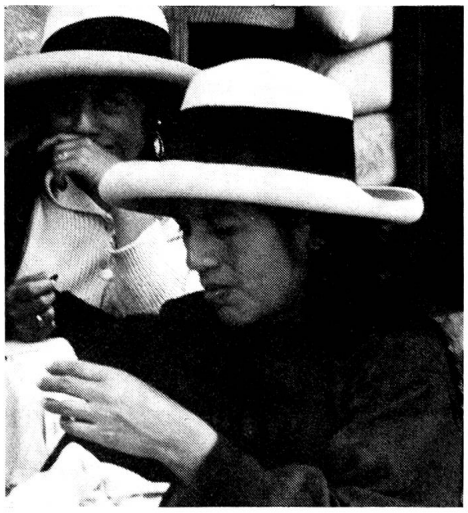
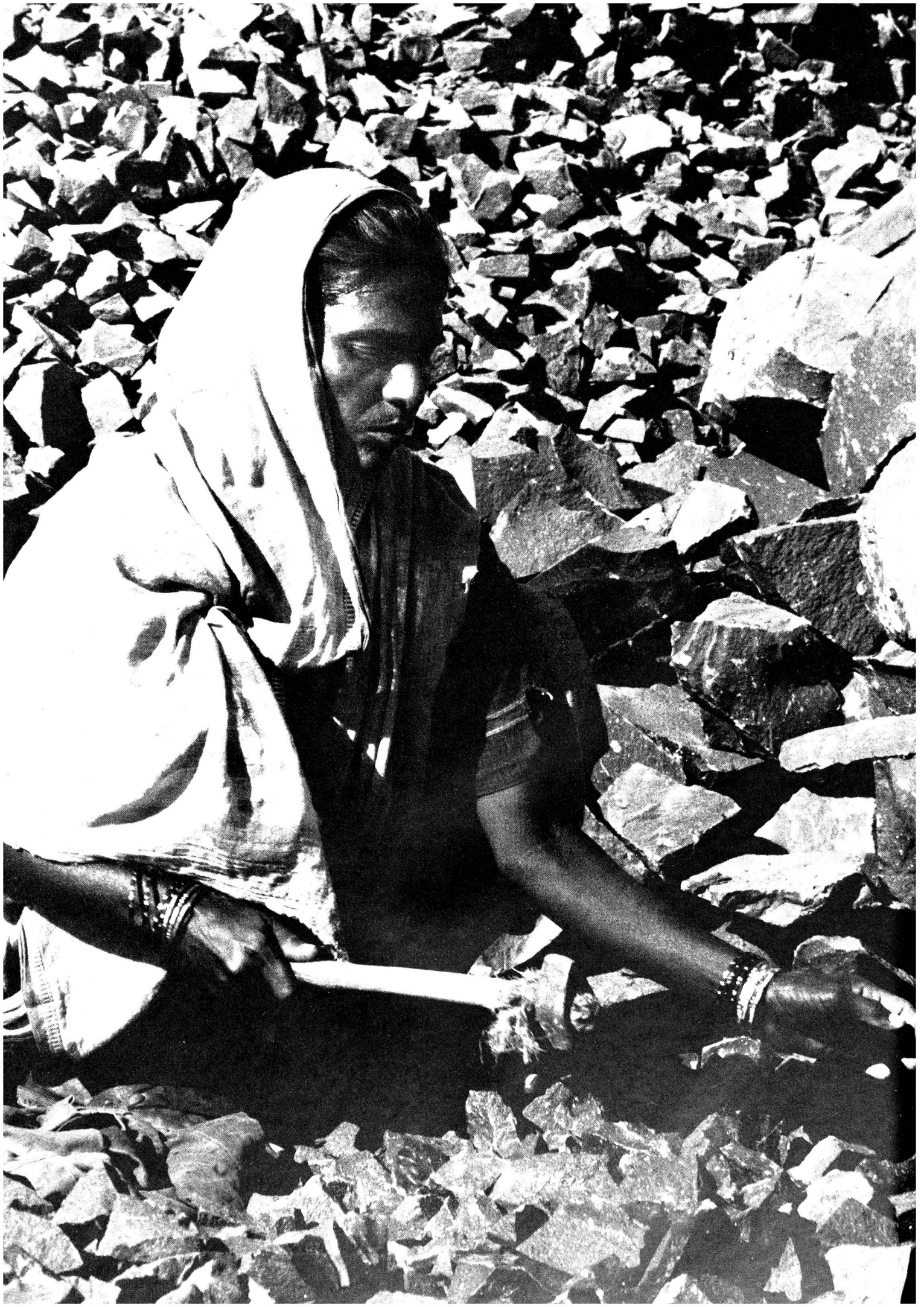
An jenem Samstag war früh Musik zu hören: Oben in der Stadt hatte die Arbeit begonnen. Alle männlichen Bewohner und die



Bauern aus den Weilern der Umgebung waren aufgefordert worden, mitzuhelfen. Während die Schuljugend sich des Hauptplatzes annahm und die Geranienrabatten jätete, arbeiteten die Männer an der Strasse. Ein Lastwagen führte vom Fluss her Kies und Lehm herbei, kippte die Ladung auf die Strasse, und eifrige Hände verteilten den Schutt über die ganze Strasse. Einige besonders Begabte wälzten sogar die grössten Steine in die tiefsten Gräben. So arbeiteten ständig zwischen dreissig und fünfzig Leute; am Morgen waren recht viele weissbehemdete Städter zu sehen, als es am Nachmittag heisser wurde, überliessen sie die Arbeit gerne den Bäuerchen. Das Ganze bekam einen festlichen Anstrich durch die Musikbegleitung. Bei jeder Arbeitsgruppe befanden sich ein oder zwei Dorfmusikanten. Mit der einen Hand spielten sie auf einer langen Flöte, die andere schlug eine kleine Pauke, die sie sich vorgehängt hatten. Ihr Zusammenspiel war überaus präzise, man spürte das jahrelange Vertrautsein mit dem Partner. Auch die Stadtmusik zog von Gruppe zu Gruppe. Sie blies den ganzen Tag dasselbe Stück, wobei die Stimmung der Instrumente etwas an unsere «Guggenmusiken» mahnte. Für die Arbeitenden war das jedoch unwichtig. Es war interessant, sie zu beobachten, wenn die Musik Pause machte. Bald streckte sich ein erster Schaufler, dann ein zweiter, ein dritter, und innert weniger als zwei Minuten stand die Arbeit still, um wieder einzusetzen, sobald die Instrumente wieder zu hören waren. Alle Stunden schleppte ein Knabe einen Fegkessel voll Maisschnaps heran, die Bauern stellten sich ohne Gedränge in eine Reihe, und jeder erhielt ein Glas voll, dasselbe Glas diente für alle.

Am späten Nachmittag war die Arbeit vollendet, und die Bauern zogen dorfweise mit ihren Trommel-Pfeifern noch einige Male die Hauptstrasse hinauf und hinunter, stolz auf ihr Werk und mehr oder weniger unter der Wirkung der stündlichen Erfrischung, die übrigens den einzigen «Lohn» bildete.

Als unser Abreisetag kam und meine Frau und ich wehmütig unser Gepäck verluden, stellte sich sogar ein Marktweiblein ein, um sich von der «Gringa» zu verabschieden. Es konnte gar nicht begreifen, dass wir schon wieder nach Lima und der fernen «Suiza» fahren mussten. Herr Steiner aber blieb und wird in den kommenden zwei Jahren im Callejon de Conchucos Schulhäuser und Dispensarien bauen – ein Beitrag der Schweiz an den Wiederaufbau im Erdbebengebiet der peruanischen Anden.



An einem Samstag wurde auf Geheiss des Bürgermeisters die Hauptgasse von Pomabamba ausgebessert. Alle männlichen Bewohner des Städtchens und der umliegenden Weiler waren aufgeboten und arbeiteten, von Musikanten angespornt, bis am späten Nachmittag.
Solche Feste – an denen reichlich Maisschnaps fliesst –, der Markt, die Ankunft eines Fremden sind Sensationen im Leben dieser einfachen Menschen. Mit Verwunderung stellen sie fest, dass ein fremdes Land ihnen helfen will und sind dankbar dafür.